

Dosen Nasi Goreng heraus, ehe wir in die Fahrzeuge stiegen und davonfuhren.

Als sie uns zum Abschied wie zwei verlorene Seelen zuwinkten, erschienen sie mir plötzlich wie Westentaschenausgaben von Harrer und Aufschnaiter, die vor weniger als sechzig Jahren sich ebenfalls über das Hochland von Tibet nach Westen hatten plagen müssen. Doch während sich Harrer und Aufschnaiter auf der Flucht vor den Engländern und auf dem langen Rückweg in die Heimat befanden, hatte es Leo und Ulli wahrscheinlich auf der Flucht vor der Langeweile in der Heimat in diesen unwirtlichen Teil des Planeten verschlagen. Was aus ihnen geworden ist, weiß ich nicht. Ich habe nie wieder etwas von ihnen gehört.

Das einsame Herz Asiens

„Himmel“ und „Hölle“ sind die weitgespannten Achsen der menschlichen Hoffnung und der menschlichen Furcht, und es bedarf keines sonderlichen Scharfsinns, um ihre jeweilige Gestalt als Reflex der diesseitigen Welt recht zuverlässig zu erkennen. Für die Perser war der Himmel das „Paradies“, der umzäunte grüne Garten inmitten der Wüste, in dem es Wasser in Hülle und Fülle gab, für die pruden europäischen Weltumsegler des 18. Jahrhunderts wurden die polynesischen Inseln zum Inbegriff des Paradieses, von dem man inständig hoffte, der wirkliche Himmel möge genauso sein.

Wie aber verhält es sich mit der Hölle? Welche Wirklichkeiten der Erde wurden zum Vorbild für die Hölle, das Inferno, die

Unterwelt, kurz: für den Raum der ewigen Verdammnis, die einen Menschen nach einem verfehlten Leben erwartet? So wie die Schönheiten der Welt den Funken in sich tragen, der sich in der Idee des Paradieses entzündet, setzten die abweisendsten und lebensfeindlichsten Regionen des Planeten immer schon Mutmaßungen in die Welt, wie es in der „Hölle“, im „Hades“ oder im „Bardo“ aussehen könnte. Blankgescheuerte Mondlandschaften, in denen keine Fliege existieren könnte, topfebene Horizonte aus Stein, deren Eintönigkeit das Auge ermüdet, leere Bühnen der Schöpfung, nur dazu da, Sandstürmen und Sonnenglut hinreichend Raum zu geben, sind die geografischen Bausteine der Höllenmythen, die sich in allen Religionen nachweisen lassen. Solche Eindrücke haben die Durchreisenden bis in die Tiefen ihrer Empfindungsfähigkeit verstört. Als die Außenansicht der absoluten Leere und Einsamkeit oder als das „Schreckhaft-Erhabene“, wie es Kant beschrieben hat, entwickelten sie zugleich eine paradoxe Faszination, der sich ihre Betrachter nur schwer entziehen konnten. Noch im schwarzverbrannten Lackgestein des algerischen Tadmait Plateaus, in der Gluthölle der chilenischen Atacamas-Wüste, der roten Trostlosigkeit der Gobi und den anderen Antiwelten der irdischen Geografie enthüllt die Natur ihre ambivalente Macht über die menschliche Psyche. Die Ahnungen der wahren Hölle als der vollen Entfaltung der Leere und der Leblosigkeit erschüttert - und ist doch von derart überwältigender Eindringlichkeit, dass ihr grandioses Todsein die Seele ängstigt.

Was die trostloseste, die lebensfeindlichste und abweisendste Region der Erde sein mag, darüber mögen die Geografen streiten - der tibetische Changthang, die höchste Hochebene der Erde, käme für einen solchen Titel aber auf jeden Fall in Betracht. Auf einer Fläche von 500.000 Quadratkilometern befindet sich auf einer durchschnittlichen Höhe von etwa 5.000 Metern über dem Meeresspiegel das einsame Herz Asiens, der Hinterhof der Welt mit einer Jahresdurchschnittstemperatur von



*Unser Lastwagen beginnt die Reise
durch den Changthang*



*Ausläufer der Indusschlucht am Rande des
Changthangs*

minus 5 Grad Celsius. Im Changthang, der „großen nördlichen Ebene“ sind die normalen Klimagesetze aufgehoben, und die Kälte- und Hitzeeinbrüche kommen wie Raubtiere über das Land. Der Sonnenglut unter einem wolkenfreien Horizont folgt, sobald sich der Himmel nur kurz zuzieht, der Schneeregen, der das ganze Land in Minutenschnelle in eine tückische Rutschbahn verwandelt. Unpassierbare Granitflächen existieren neben Sümpfen und Salzlachen, in denen ganze Karawanen versinken können, und wenn im asiatischen Süden der Sommermonsun seine Kraft verliert, bringt der Gegenmonsun, ein Sandsturm katastrophalen Ausmaßes, jegliche Aktivität im Changthang zum Erliegen. Wie ein Ozean aus Sand und Stein trennte der Changthang zwischen Transhimalaya, Karakoram und Kunlun Shan seit Anbeginn der geschichtlichen Zeiten die zentralasiatischen Kulturräume der Seidenstraße von Südasien und Tibet, und außer den mongolischen Heeren, denen im 13. und 17. Jahrhundert der Durchmarsch durch den Changthang gelang, hat es bis ins 20. Jahrhundert keine Macht vermocht, dieses Vakuum dauerhaft in irgendeine Reichsbildung einzufügen.

Auch Hedin wäre im Changthang beinahe gescheitert. Seinem lebenslangen Traum, die tibetische Hauptstadt Lhasa zu erreichen auf der Spur und abgeschreckt durch die Kontrollposten, die die Tibeter an den südlichen Grenzen nach Indien errichtet hatten, versuchte er in den Jahren 1906 und 1907 mit einer in Kaschmir und Ladakh ausgerüsteten Expedition Tibet „durch die Hintertüre“ zu erreichen. Er konnte nicht ahnen, dass ihn seine Reise an den Rand des Todes führen und er nur infolge einer Verkettung von glücklichen Zufällen überleben würde. Mörderische Bergüberquerungen, lebensgefährliche Abstiege in Täler, die noch kein Reisender jemals betreten hatte, schmale Schluchten, die sich als Sackgassen erwiesen, kniehohes Schnee und Morast, klirrende Kälte und eiskalte Stürme über endlosen Ebenen verwandelten seine Forschungsreise schon nach kurzer Zeit in ein Martyrium, dessen Leiden Hedin in seiner Transhimalaya-Trilogie keineswegs kaschiert: „Am nächsten Tag hatte

sich der Sturm verstärkt, und ich musste meine ganze Willenskraft aufbringen, um meine Hände zum Kartenzeichnen zu gebrauchen. Ich war wie gelähmt und hörte auf, klar zu denken. An einer Quelle angekommen, ließ ich mich matt vom Pferd heruntergleiten und glaubte, erfrieren zu müssen, ehe das Feuer angezündet war.“ Wenn Sven Hedin überhaupt einmal an der Sinnhaftigkeit seines Forschens gezweifelt haben mag, dann inmitten der Eiswüsten des winterlichen Changthang, wo er am Morgen über tote Pferde und Hunde steigen musste und den Erfrierungen seiner Mannschaft hilflos gegenüberstand. Der berühmte Traum Hedins, in dem er zwischen zwei Pfaden, dem Weg des friedlichen Sommers und dem der Entbehrungen in der Kälte zu wählen hatte, träumte Hedin im November 1906 in der Nähe der Oase Gertse am südlichen Rand des Changthang.

Alles andere als Träume hatten die Chinesen im Sinn, als sie in den Siebziger Jahren daran gingen, die provisorischen Karawanenrouten, die im Sommer eine partielle Durchreise des südlichen Changthang erlaubten, schrittweise zu einem Straßennetz auszubauen, das auch den tibetischen Nordwesten mit der Zentrale in Lhasa verbinden sollte. Wie viele Menschen bei der Errichtung der Nordwestroute umgekommen sind, ist nirgendwo verzeichnet, bekannt aber wurde, dass die Straßenführungen unter der Gewalt von Hitze, Kälte und Feuchtigkeit am Anfang schneller wieder unpassierbar wurden, als sie errichtet oder ausgebessert werden konnten. Doch die chinesische Regierung ließ nicht locker, und Mitte der Achtziger Jahre hatte sie ihr Ziel erreicht: über eine Entfernung von annähernd 2.000 Kilometern war die tibetische Hauptstadt Lhasa über die sogenannte „Nordroute“ im Rücken des Transhimalaya mit den Grenzgebieten zu Pakistan und Indien verbunden.

Wie gut und brauchbar diese Straßenverbindung wirklich war, darüber kursierten lange ganz unterschiedliche Meinungen. In manchen Büchern war von einem regelmäßigen Lastwagentransport zwischen Lhasa und Ali-Shiquanhe am Indus die

Rede, andere Berichte informierten über eine Galerie von Lastwagenruinen links und rechts der Nordroute und warnten davor, irgendeiner mechanischen Konstruktion diese Tortur zuzumuten.

„Alles halb so wild“, meinte Kelsang, als ich sie am Abend vor unserem Aufbruch in den Changthang über die Strecke befragte. „Topchin ist die Route schon gefahren. Er sagt, die Szechuan-Straße von Chengdu nach Lhasa sei schlimmer, von der Straße nach Kashgar ganz zu schweigen“

Obwohl ich dankbar war, so zuversichtliche Einschätzungen zu hören, fragte ich mich insgeheim, ob hier nicht Zweckoptimismus betrieben wurde. Alles im Changthang hing offenbar vom Wetter ab: Gerade im Sommer konnte man Glück haben und bei moderaten Temperaturen glatt durchkommen, ich hatte aber auch von endlosen Schneefällen zwischen Gertse und Tschochen gelesen, durch die jeder Verkehr auf der Strecke zum Erliegen gekommen war. Außerdem machte mir der Zustand unserer Fahrzeuge Sorge. Mir war nicht entgangen, dass Topchin und Kunga immer öfter mit besorgten Mienen hinter ihren Lenkrädern saßen. Noch wortkarger als sonst fingerten sie in jeder freien Minute an ihren Fahrzeugen herum.

Schon die ersten Stunden unserer Reise nach Osten zeigten, dass sich der Changthang von allen Gegenden, die wir bisher durchfahren hatten, grundlegend unterschied. Kaum hatten wir die Indusschlucht östlich von Ali durchfahren, waren die eisgepanzten Sechs- und Siebentausender, die unsere Tage im Tsangpotal und am Manasarovar-See wie eine Dauerkulisse begleitet hatten, verschwunden. Stattdessen erstreckte sich vor uns eine Ebene voller kahler Buckelberge, die zwar allesamt erheblich höher als etwa der Mont Blanc über den Meeresspiegel hinausragen mochten, die jedoch auf einer Hochebene von annähernd 5000 Höhenmetern überdimensionierten Maulwurfshügeln glichen, zwischen denen sich unzählige Pisten hindurchschlängelten. Ein starker Wind kam auf und trieb schwarze

Wolkenfetzen über den Himmel, und immer dort, wo sie Landstriche mit ihren grauen Schatten überwölbten, fiel die Temperatur sofort in den Minusbereich. Dann wieder riss der Himmel in Minutenschnelle auf, ein eiskaltes Hochlandblau wölbte sich von Horizont zu Horizont, um sich schließlich zu einem schmalen blauen Strich zu verengen, als wir wieder in eine Schluchtpassage des Indus hineinfuhren.

Unser Lager, das wir am Abend des ersten Reisetages in der Indusschlucht aufschlugen, war weniger als hundert Kilometer von der Indus-Quelle entfernt. Trotzdem war der junge Indus schon ein respektabler Wüstenstrom, der sich in Jahrhunderttausenden seinen Canyon geschaffen hatte und dessen Gewässer die Wiesen nährten, die sich bis zu den Felsensäumen hinzogen. Glatargescheuert auf der windzugewandten Front, wild zerklüftet auf der windabgewandten Seite – so erhoben sich die beiden Abhänge der Indusschlucht wie zwei feindliche Brüder nördlich und südlich unseres Lagers. Im Schatten eines Felsabhanges, der an eine gewaltige Orgel erinnerte, grast kleine struppige Pferde, ihre Hirten saßen auf der andern Seite des Flusses und aßen ihr Tsampa. Vollständig in Yakfelle gekleidet, waren sie gegen die Kälte, die sich sofort nach Sonnenuntergang in der Indusschlucht ausbreitete, gut geschützt.

Als ich am nächsten Morgen aus dem Zelt trat, fand ich die Plänen mit Raureif bedeckt. Der Himmel war zugezogen, und alles drängte sich im warmen Küchenzelt, um mit einem heißen Tee die Lebensgeister in Wallung zu bringen. Die im Licht der Abendsonne so malerische Indusschlucht wirkte nun wie ein kahles Gefängnis, und wir beeilten uns, dass wir weiterkamen.

Sobald wir den Lauf des Indus hinter uns gelassen hatten, wurde die Landschaft flach und eintönig. Die Farben koinzidierten ins Bräunlich-Verbrannte, die Buckelberge wurden noch flacher, ehe sie in eine Ansammlung steinerner Wellen übergingen, so dass wir schließlich wie über einen schlecht verlegten Riesenteppich nach Osten fuhren. Nicht nur jegliche Vegetation

war links und rechts der Pisten verschwunden, es waren auch kaum noch Kiesel oder Steine zu sehen. Wieder irritierte mich die Abwesenheit aller prägnanten Formen und Farben. Mir schwindelte beim Anblick der endlosen Einöde, als sei die vollkommene botanische und ästhetische Leere mit dem Erlebnisbild in großen Höhen vergleichbar, in denen den Augen ebenfalls die Orientierung an Fixpunkten abhanden zu kommen droht. Mir kam es für einige Momente so vor, als erblickte ich eine leere Bühne der Schöpfung, die mit dem menschlichen Leben nichts zu tun hatte und die noch genauso aussehen würde, wenn der Mensch und alles Leben längst wieder von der Erde verschwunden sein würden.

Auch die Siedlungen, die wir im südlichen Changthang passierten, waren von einer kaum überbietbaren Erbärmlichkeit. In Gegye, der ersten Ortschaft, die wir hinter Ali erreichten, hatte man neben Mörtel und Müllhalden mitten im Zentrum zwei Billardtische aufgestellt, und es schien, als hätten die Ortsbewohner nichts anderes zu tun, als sich mit langen Stöcken um die Billardtische zu versammeln, um die Zeit mit Spielen totzuschlagen. Staub und Dreck, hier und da ein Zelt und ein Stall mit unglücklich dreinblickenden Chinesen, schlaglochübersäte Pisten, die mitten durch die Orte führten, und Streckenpostenhäuser, in denen junge Wehrpflichtige betrunken unter dem Tisch lagen – das waren die traurigen Außenansichten, von Gegye, Pongba. Yanhu-tso, Oma-tso oder Oma-chu, lauter deprimierenden Orten der Verbannung, die sich in ihrer Tristesse eigentlich nur in der Entsorgung des Glasmülls unterschieden, den sie produzierten. In Pong-ba lagen die Bierflaschen fein säuberlich gestapelt, am Ortseingang, als spekuliere man darauf, eines Tages bei einem gesamt tibetischen Glaseinsammeln ein stattliches Pfandgeld zu erzielen. In Yanhu-tso dagegen hatten die Einwohner ihre leergetrunkenen Bierflaschen halbzerschlagen und flächendeckend auf den Pisten verteilt, als erhofften sie durch die Verursachung von Reifenschäden die magere Dorfökonomie ein wenig aufzupäppeln. Mitunter aber führte die Langeweile am

Rande der menschlichen Zivilisation auch zu skurriler Bierflaschenkunst: Mauern mit einbetonierten Flaschenköpfen und – bächchen auf ihren Zinnen umgaben im Oma-tso eine Lastwagenherberge, die allerdings einen derart heruntergekommenen Eindruck vermittelte, dass wir sofort weiterfuhren. Ob Chinesen, Tibeter oder Uiguren diese Geisterstädte bewohnten, war nur schwer auszumachen, denn das einzig gemeinsame und hervorstechende Merkmal, das man an den Einwohnern feststellen konnte, war eine allgemeine Volltrunkenheit. Welchen Ort wir auch passierten: der Alkohol lag wie eine warme Decke über der entsetzlichen Unbehaglichkeit des Lebens, er war der Tranquilizer einer ausweglosen Einsamkeit, der Trost der Millionen Minuten, die am Rande des Nichts abgelebt werden mussten. Wirklich lebendig waren im Umkreis der Orte nur die Hunde. Als wären wir die warme Mahlzeit, die sie seit langer Zeit nicht mehr erhalten hatten, stürzten sie sich rudelweise auf unsere Fahrzeuge, sobald wir uns einer Siedlung näherten.

Hatten sich die Tibeter in Ali-Shiquanhe gegenüber den geschäftstüchtigen Chinesen oder Uiguren wie gestrandete Existenzen ausgenommen, repräsentierten sie im südlichen Changthang Gastfreundschaft, Humanität und Gesittung. Wir trafen auf winzige Festungen des Lebens mit yakdungegefeuerten Öfen, mit Kissen, Kisten und Yakfellen, auf denen die Mitglieder der Großfamilie von der Großmutter bis zu den Enkeln gezeugt und geboren wurden, lebten, lachten und starben. Ein Bild des Dalai Lama und eine meist liebevoll verzierte Butterteekanne bildeten regelmäßig die wertvollsten Bestandteile des Interieurs, in deren Mitte der Herr des Hauses mit Kelsang und Topchin sein Schwätzchen hielt. Gerne wurden die Kleinkinder, wie Postpakete verschnürt, anerkennend von Hand zu Hand gereicht, und wie im Tal des Tsangpo schien sie weder ihre Einengung noch der unerwartete Besuch zu stören. Nur einmal, in einem Nomadenzelt zwischen Oma-tso und Oma-Chu, kam es zu einem Zwischenfall, als Kelsang ein besonders hübsches Paketbaby

enthusiastisch herzte und scherzhaft auf tibetisch verkündete, sie würde das Baby am liebsten mit nach Lhasa nehmen. Ohne eine Sekunde zu zögern, beendete die gastgebende Mutter daraufhin die Butterteezubereitung, sprang auf, griff sich ihr Baby und floh ins Nachbarzelt. Nur überschwängliche Entschuldigungen und Erklärungen beim Hausherrn und eine Sonderration Zigaretten als Abschiedsgeschenk retteten die Situation.

Kurz hinter Oma-Chu, am dritten Tag unserer Changthang Reise, platzte der Hinterreifen des Dongfeng-Lastwagens. Im Unterschied zum Reifenschaden am Jeep kam der Lastwagen ins Schleudern, und es hätte nicht viel gefehlt, und das ganze Fahrzeug wäre umgekippt. Das war aber noch nicht das schlimmste – viel bedrohlicher war, dass die Motortemperatur des Lastwagens seit Ali viel zu hohe Werte zeigte. Wenn der Kühler des Lastwagens in der Einöde ausfiel, war die Reise durch Tibet zu Ende.

Es wurde deswegen beschlossen, nach dem Reifenwechsel nicht weiterzufahren, sondern den Motor abkühlen zu lassen. Immerhin waren es nur noch weniger als einhundert Kilometer bis zur Oase Gertse, wo man vielleicht sogar den Kühler würde austauschen können, eine Strecke, die man morgen mit etwas Glück ohne einen größeren Schaden würde zurücklegen können.

Als wir unser Lager aufschlugen, war weit und breit kein Mensch zu sehen, dafür war aber die Umgebung weniger trist als in den ersten Tagen unserer Reise. Statt der eintönigen Granitwellen ragten nun in großen Abständen Felsengebilde wie Festungen aus der flachen Ebene empor, manche schienen kurz vor ihrer Zerbröselung zu stehen, andere glichen mit ihren Gesteinsauswüchsen regelrechten Burgen mit kunstvoll geformten Türmen. Ihre Farbe chargierte zwischen rostbraun bis patinagrün, und da in der Ebene Brauntöne dominierten, sah es so aus, als zelteten wir inmitten eines Heerlagers mit unzähligen Wehrbauten, die sich bis zum Horizont erstreckten. Noch beeindruckender wurde der Anblick, als am Nachmittag der bewölkte

Himmel aufriss und sich, von einem frischen Wind getrieben, gewaltige Kumuluswolken über der Eben bildeten, in denen die Fantasie Wesen aus weißem Nebel erkennen konnte, die den dunklen Heerlagern aus Stein entstiegen waren.

Während Topchin und Kunga sich an ihren Fahrzeugen zu schaffen machten, Tensing und Mun im Küchenzelt das Abendessen vorbereiten und Frank schlief, las ich wieder ein wenig in Sven Hedins TansHimalaya-Trilogie. Bislang hatte sich der Changthang bei weitem nicht als so schrecklich erwiesen, wie Hedin die große nördliche Ebene in seinen Reisebildern beschrieben hatte. Im Gegenteil: die Indusschlucht, die Ebene der steinernen Wellen, die Straße der Bierflaschen und die malerische Ansammlung natürlicher Felsenburgen kurz vor Gertse hatten mir eine Seite Asiens gezeigt, wie ich sie noch nicht kannte, weniger dramatisch als der Kodari Highway und keineswegs so bedrohlich wie das überschwemmte Tsangpotal. Allerdings war Hedin sehr spät im Jahr, kurz vor dem Winter einbruch, nach einem zweimonatigen Marsch aus dem indotibetischen Ladakh in der Umgebung von Gertse eingetroffen. Erst nach fast 50 Tagen ohne jeden Kontakt zu Einheimischen und am Rande des physischen Zusammenbruchs war es im Norden von Gertse zum ersten Zusammentreffen mit den Nomaden des Changthang gekommen. „Die guten Tschangpas!“ notierte Hedin euphorisch. „Wie fahrende Ritter der Wildnis kamen sie zu uns, malerisch wild mit ihrem schwarzen, struppigen Haar, das ihnen auf Schultern und Rücken herunterhing und ihnen den Pelz fettig machte, mit langen schwarzen Gabelflinten auf der Schulter, plumpen Säbeln und Messern im Gürtel, auf kleinen feisten langhaarigen Pferden. Wild und schmutzig, waren sie doch freundlich und gutmütig. Sie hatten sich ihren Proviant und allerlei andere Sachen, derer sie auf der Reise bedurften, vorne in die Pelze gestopft, und an dem Gürtel, der den Pelz zusammenhielt, hingen Messer, Pfriemen, Feuerstahl, Tabaksbeutel und Pfeifen, die bei jedem Schritt baumelten und gegeneinanderschlugen.“ Zur Begrüßung steckten sie nach Landessitte

artig die Zunge weit aus dem Mund und boten in herzerfrischender Freigebigkeit dem schwedischen Forscher einen Bissen von jenem Yakfleisch an, das sie tagaus tagein unter ihrem Wams im angebissenen und halbgefrorenen Zustand zu transportieren wussten. Allerdings saßen sie gänzlich ohne Unterhosen auf ihren Pferden, was Hedin zu der Bemerkung veranlasste: "Es muss ganz schön frisch sein, bei zwanzig Grad unter null hosenlos im Sattel zu sitzen."

Wie immer auch die nomadischen Reiter auf ihren Pferden gesessen haben mochten - die Yaks, Pferde und Ziegen, die sie an Hedins Assistenten Mohammed Isa verkauften, retteten die Expedition vor dem Hungertod. Hedin und seine Mannen kamen wieder zu Kräften, zogen an Gertse östlich vorbei, durchquerten den Transhimalaya und das Tsangpotal, bis sie ihr Weg nach Shigatse führte, wo Hedin in seiner Audienz beim Panschen Lama den Höhepunkt seiner Reise erlebte.

Am nächsten Morgen ging unsere Reise nach Gertse ohne Zwischenfälle vonstatten. Ich hatte den Namen dieses Ortes so oft bei Hedin gelesen, dass ich gespannt war, welches Gesicht Zentralasiens sich mir in Gertse zeigen würde. Nicht, dass ich besonders große Erwartungen gehegt hätte, doch was es dann wirklich zu sehen gab, wirkte wie ein Schock. Früher ein lebhaftes Handelszentrum, in dem Felle, Fleisch, Gerste und Tabak zwischen den nördlichen Nomaden und den Bewohnern Süd- und Zentraltibets ausgetauscht wurden, hatte sich der Ort in eine einzige große Reparatur- und Verpflegungsstätte verwandelt. Anstelle der Karawansereien der Mongolen, Inder und Tibeter säumten Benzintanks, Garküchen und Gastehäuser die Straßen. Anderes als Treibstoff und Bier, Yakfleisch, Nudelsuppe und eine Fahrzeugwartung hatte keiner der Lastwagenfahrer im Sinn, die auf ihren Wegen zwischen der Seidenstraße, Ali, Lhasa und Szechuan in Gertse Station machten. Aus einem Fundus von zusammengebrochenen und schrottreifen Fahrzeugen, den die Einwohner von Gertse als eine Art naturwüchsiges Ersatzteillager verwalteten, wurden in zahlreichen Reparaturwerkstätten

entlang der Durchgangsstraße Riesenreifen gewechselt, Kühlungen ausgetauscht, Bremsleitungen geflickt oder ganze Karosserieteile angenietet. Zwei chinesische Polizisten, vom Gers-
tenbier bereits gezeichnet, torkelten über den Dorfplatz, Kinder jagten kreischend einem Lederball hinterher, und nur einige Nomaden, die abseits des Ortes im Uhrzeigersinn um die buddhistische Tschörte liefen, erinnerten daran, dass man sich nicht in Gansu oder Xinjiang sondern in Tibet befand.

Gleich nachdem wir Gertse erreicht hatten, fuhren wir zum „Gerste Guesthouse“, einem einstöckigen Gebäude, das mit seinem großen Hof und den Gittern links und rechts des Eingangs eher an ein Gefängnis als eine Unterkunft erinnerte. Die Zimmer, alle nur mit einer Holztüre und einem halbblinden Fenster zum Hof verbunden, waren sauber, zwei leidlich bequeme Betten mit zwei Decken als Matratzenersatz bildeten die Inneneinrichtung.

Herr Li, der chinesische Inhaber des Guesthauses stammte aus Nanjing. Er hatte wie viele Chinesen ein rundes und glattes Gesicht, in dem nur die zahlreichen Falten rund um die Augen sein Alter ahnen ließen. Sein radebrechendes Englisch war kaum zu verstehen, dafür nickte er in einem fort, als ihm Kelsang erzählte, wir würden so lange im Guesthouse bleiben, bis der Kühler unseres Lastwagens entweder repariert oder ausgetauscht wäre. Ehe wir uns versahen, stand Tee auf dem Tisch, er wurde in kleinen Kannen aus Nanjing und mit je einem Teeblatt in jeder Tasse serviert. .

Ich hätte mich gerne mit Herrn Li ein wenig unterhalten und meinte zu bemerken, dass auch er einem Schwätzchen nicht abgeneigt gewesen wäre. Doch Kelsang verzog sich gleich nach unserem Einchecken in ihr Zimmer, Topchin und Kunga waren sofort nach unserer Ankunft zu einem Truckdepot an der Hauptstraße aufgebrochen. Was konnte den freundlichen Herrn Li dazu veranlasst haben, aus dem üppigen Delta des Jangtse in den südlichen Changthang zu ziehen, wo es ihm immerhin ganz

gut zu gehen schien? Sah er sich als einen Kolonisator, als einen Lehrer der Zivilisation, der hochwertigen chinesischen Tee nach Gertse brachte und der dafür Sorge trug, dass die kargen Kammern sauber waren? Oder waren es die wirtschaftlichen Chancen, die ihn so viele tausend Kilometer vom Mutterland entfernt an das Ende der zivilisierten Welt gelockt hatten?

Wir würden es nicht erfahren, denn kaum hatte sich Kelsang in ihr Zimmer zurückgezogen, öffnete sich die Türe des kleinen Teehauses, und zwei Europäer traten ein, die von Herrn Li begrüßt wurden, ehe er sie zu uns führte. Es handelte sich um zwei Italiener, die der Bezeichnung „Langnasen“ alle Ehre einlegten. Giovanni, ein großgewachsener kräftiger Student aus Mailand, verfügte über eine herrische Hakennase, die ihm wie ein Wegweiser aus dem Gesicht stand, sein Begleiter Paolo dagegen, kleiner und flinker in seinen Bewegungen, besaß eine so ungewöhnlich lange Nase, dass er die Hauptrolle in jedem Pinocchiofilm hätte spielen können. Sie erhielten sogleich und ohne zu fragen von Herrn Li ihren Tee und setzten sich nach unserer Aufforderung an unseren Tisch.

Immer wenn es ganz schlimm wird, kann man fest damit rechnen, dass ein Australier auftaucht, schreibt Paul Theroux sinngemäß im „Grand Railway-Bazar“. Nach meiner Einschätzung verhält es sich mit den Italienern genau umgekehrt: die englischen Individualreisenden waren die smartesten und sparsamsten, die französischen Traveller die Hilflosesten, weil die meisten von ihnen ein noch schlechteres Englisch sprachen als die Einheimischen, und die Deutschen kamen mir immer als großzügigsten vor, ohne deswegen beliebter zu sein als die anderen. Wo aber Italiener auftauchten, machte sich gute Laune breit, als sei ihre mediterrane Leichtigkeit die ideale Therapie für die melancholischen Stunden des Reisens. So verhielt es sich auch bei Giovanni und Paolo, denen es wenig auszumachen schien, dass der Lastwagen, mit dem sie von Lhasa nach Ali reisen wollten, mit einem Motorschaden im Truckdepot von Gertse

festhing. Im Unterschied zu Leo und Ulli in Ali verdarb ihnen die unsichere Situation, in der sie sich befanden, nicht die Stimmung. Im Gegenteil: das unerwartete Zusammentreffen mit Europäern in diesem abgelegenen Teil Asiens schien sie in Hochstimmung zu versetzen. Ehe wir uns versahen, standen vier Flaschen Bier auf dem Tisch, diesmal allerdings nicht auf Kosten des Hauses, sondern von Paolo geordert. Unnötig zu erzählen, dass bald auch Giovanni, Frank und ich unsere Runden schmissen und dass sich die Teeinvestition des freundlichen Herrn Li mehr als bezahlt machte.

Wie es sich herausstellte, war Giovanni schon ein ganzes Jahr in Asien unterwegs. Er hatte seine Tour am Ende seines Studiums zunächst in Bangkok begonnen, um von dort aus die umgebenden Länder zu bereisen, ehe er im Winter nach Goa geflogen und das Weihnachtsfest in der italienischen Kolonie am Calangute Beach verbracht hatte. Erst im Frühjahr war er über Bombay und Delhi nach Kathmandu gereist, wo er Paolo begegnete, der gerade erst nach Nepal gekommen war, um am Annapurna zu trekken. Nachdem sie gemeinsam einen Promotionstermin der „Tibet Overland Tour“ besucht hatten, änderten sie ihre Reiseplanung und fuhren mit der allwöchentlichen Bustour von Kathmandu nach Lhasa. In Lhasa angekommen, hatten sie sich vom Rest der Gruppe getrennt, um die tibetische Hauptstadt und ihre Umgebung auf eigene Faust zu erkunden. Was sie dabei gesehen hatten, muss eine Offenbarung für sie gewesen sein, so dass sie übereinkamen, ihren Aufenthalt in Tibet zu verlängern und über die Lhasa-Ali Piste zum Tal des Indus und von dort zum heiligen Berg Kailash weiterzureisen. Zu meiner Überraschung schien es dabei weder Probleme mit der Visa-Verlängerung noch mit der selbstorganisierten Reise gegeben zu haben. Wenn man Giovanni und Paolo glauben konnte, dann war es jedem Individualtouristen in Lhasa erlaubt, mit Lastwagen und Pilgerbussen gen Westen zu reisen, wenn er nur das dafür nötige Geld besaß und jemanden fand, der ihn mitnahm.

Herr Li, der an unserem Tisch platzgenommen hatte und natürlich nichts von dem verstand, was wir auf Englisch radebrechten, strahlte und nickte heftig, als seien Giovannis und Paolos Abenteuer Labsal für seine Seele. Auch als Frank und ich vom Kailash, der bisherigen Durchquerung des Changthang und den Problemen mit unseren Fahrzeugen berichteten, wackelte Herr Li freudig mit seinem Kopf, als wolle er sich schon darauf einrichten, bis an das Ende seiner Tage im seinem Guesthouse in Gertse vier Europäer zu beherbergen.

So verging der Rest des Tages mit fröhlichem Zechen, und als der Abend kam, zeigte sich die chinesische Köchin imstande, uns ein schmackhaftes Gemüsegericht zu servieren. Draußen hatte sich inzwischen der abendliche Himmel zugezogen, und lodernde Blitze über den gesamten Horizont kündigten ein gewaltiges Wüstengewitter an. Bald krachte und donnerte es über der Oase, und als Millionen Hagelkörner auf die Dächer niederprasselten und Herr Li den kleinen Ofen anzündete, war der Gipfel der Behaglichkeit erreicht. Nun kroch sogar ein Hauch zuckersüßer Melancholie durch die Szene: Paolo erzählte von seiner Verlobten, die er vermisste, Frank machte ein unglückliches Gesicht und ich dachte einen Augenblick daran, dass zuhause niemand wirklich auf mich wartete.

Erst spät in der Nacht und reichlich alkoholisiert, verabschiedeten wir uns voneinander, um todmüde in die Betten zu fallen. Zwei Gedanken gingen mir noch durch den Kopf, bevor ich einschlief: Der erste war, dass wir an diesem Abend mindestens so viel getrunken hatten wie die daueralkoholisierten Bewohner von Pongba, Gegye oder Yanhu-tso, und der zweite war: wo war eigentlich unsere ganze Crew an diesem Abend abgeblieben?

Als ich am nächsten Morgen die Türe zu unserer Zelle öffnete und aus dem Zimmer trat, sah ich zu meiner Überraschung, dass sich eine Gruppe von etwa einem Dutzend Tibetern in großer Aufregung mitten im Hof versammelt hatte. Herr Li stand mitten unter ihnen und schien außer sich, denn es war etwas Ungeheuerliches geschehen. Jemand hatte in der Nacht in den

Brunnen gekotet. Unansehnliche Überreste am Brunnenrand bewiesen es.

Was für eine Sauerei, dachte ich, als ich plötzlich bemerkte, dass ich vorwurfsvoll und kopfschüttelnd angeblickt wurde. Ich erschrak bis ins Herz. War das etwa mein Werk? Hatte ich volltrunken in der Nacht den Brunnenrand mit dem ungefügten Erdloch verwechselt, das sich als Freiluftabtritt etwa zehn Meter entfernt unterhalb der Hotelmauer befand? Aber so sehr ich meine Erinnerung auch anstrengte, ich konnte mich an keinen nächtlichen Ausflug in den Hof erinnern.

Nun erschien auch Frank im Türrahmen und starrte verständnislos auf die Leute im Hof.

„Hast Du heute Nacht vielleicht versehentlich dein Geschäft in den Dorfbrunnen hinein verrichtet?“ fragte ich so beiläufig wie möglich.

„Wie bitte?“ Frank riss seine verschlafenen Augen auf. „Jemand hat in den Brunnen geschissen?“

„Ja“, gab ich zurück. „Und hoffentlich war es keiner von uns.“

Das Stimmengewirr hatte nun auch die übrigen Gäste geweckt. Wie die Törchen eines Weihnachtskalenders gingen kurz nacheinander die Zimmertüren zum Hof auf, und zerzauste Gestalten erschienen im Türrahmen. Auch Giovanni und Paolo standen vor ihren Zimmern und schüttelten die Köpfe, als wollten sie nicht glauben, was hier vorgefallen war. Kelsang war auf den Hof getreten und übersah das Desaster mit einem Blick: Herr Li war bereits unter dem beifälligen Murmeln der Umstehenden zum Tor geeilt, um die Hoteleinfahrt zu verriegeln und jeglichen Fluchtversuch der Schuldigen schon im Ansatz zu vereiteln. „Cara Mia“ stöhnte Giovanni, als er zusammen mit Paolo zu uns trat und fragte. „Wer hat das getan?“

„Keiner von uns“, gab Frank zurück. „Was ist mit euch?“ Giovanni und Paolo blickten sich einen Moment an und schüttelten die Köpfe. „Von uns war es auch keiner“, antwortete Giovanni. „Vielleicht war ein Fremder.“

„Glaube ich nicht“, entgegnete Kelsang. „Die Tore werden jede Nacht verschlossen. Als unsere Fahrer heute Nacht ihre Wagen in den Hof fahren wollten, standen sie vor dem verriegelten Tor.“

Tatsächlich parkte unser Lastwagen neben dem Jeep vor dem Guesthouse. Wenigstens die Fahrzeuge waren startklar.

Inzwischen war die diskutierende Menschenmenge auf dem Hof auf zwei Dutzend Personen angewachsen. Tibetische Nachbarn palaverten am Brunnenrand mit chinesischen und uigurischen Gästen, die notdürftig bekleidet herbeigeeilt waren. Auch die Hausangestellten und Assistenten von Herrn Li hatten ihre Eimer und Besen zur Seite gestellt um mitzuerleben, in welche Richtung sich diese Affäre entwickeln würde. Alles redete durcheinander, doch die Gesten sprachen eine eindeutige Sprache: Immer wieder wiesen die Leute auf die Kotspuren am Brunnenrand und auf Giovanni, Paolo, Frank und mich, die wie schon halb überführte Übeltäter peinlich berührt und ratlos abseits standen.

Klar war: Wer immer der Übeltäter gewesen sein mochte, er musste seinen Irrtum noch im Vollzug seiner Untat erkannt und seinen Hintern zurückgezogen haben. Eindeutige Spuren im Umkreis des Brunnenrandes bewiesen das. Denkbar war aber auch, dass der Täter so alkoholisiert gewesen war, dass er nicht mehr in der Lage gewesen war, die richtige Position einzunehmen. Dass ein Tibeter, Chineser oder Uigure in einer noch so dunklen Nacht einen Brunnenrand mit einem Kotloch verwechseln konnte, galt als gänzlich ausgeschlossen, so dass der Fall klar war: Einer von uns war der Täter.

Herr Li zögerte deswegen nicht, seinen Verdacht vor Kelsang offen auszusprechen. Seine Freundlichkeit von gestern Abend war wie weggeblasen, er hatte die Arme vor der Brust verschränkt und sprach in gestelzter Förmlichkeit, wobei in immer kürzeren Abständen kurz und abgehakt in unsere Richtung wies.